

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Begley, Louis
Das gelobte Land

Beobachtungen aus der Ferne

Aus dem Amerikanischen von Christa Krüger u. a. Herausgegeben und mit einem Vorwort
versehen von Christa Krüger

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2217
978-3-518-12217-4

edition suhrkamp 2217

Wer ist Louis Begley? Ein Rechtsanwalt, der einen autobiographischen Roman schrieb, um sich von den quälenden Erinnerungen an eine Vergangenheit zu befreien, die sein Leben zu zerstören drohte? Ein Literaturat, der Jura studierte, um Techniken zu lernen, die ihn vor Realitätsverlust bewahren sollten? Diese Fragen stellen Begleys Leser seit dem Erscheinen seines ersten Romans *Lügen in Zeiten des Krieges*. Wären sie allein von der Neugier auf sein Leben diktiert, so sähe er keinen Grund, sie zu beantworten. Da aber sein privates Schicksal beispielhaft für eine Erfahrung steht, die viele seiner Zeitgenossen geprägt hat, ging Begley seit seinem ersten Roman immer wieder der Frage nach, wie man angesichts sinnloser Grausamkeit und totaler Rechtlosigkeit weiterleben kann.

Begley selbst hat sich einen Bereich geschaffen, in dem er Anwalt und Schriftsteller zugleich sein kann: seine Reden und Essays. Sie sind Selbstauskünfte, Rechenschaftsberichte, Diagnosen. In ihnen verfolgt er ein Ziel mit den Möglichkeiten zweier Berufe: menschenwürdiges Leben.

Louis Begley wurde 1933 in Polen geboren, studierte in den USA Literatur und Recht und lebt seit 1959 als Anwalt in New York. Bei Suhrkamp erschienen die Romane *Lügen in Zeiten des Krieges* (1994), *Wie Max es sah* (1995), *Der Mann, der zu spät kam* (1996), *Schmidt* (1997), *Mistlers Abschied* (1998), *Schmidts Bewährung* (2001).

Louis Begley
Das Gelobte Land

Beobachtungen aus der Ferne

Herausgegeben und mit einem Vorwort
versehen von Christa Krüger

Suhrkamp

3. Auflage 2015

Erste Auflage 2001

edition suhrkamp 2217

© 1992, 1995, 1996, 1997, 1998, 1999, 2000, 2001 Louis Begley

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia, Lahnau

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12217-4

Inhalt

Vorwort	7
---------------	---

I. Essays

1. Selbstauskünfte

Wer ist der Romanautor in Wirklichkeit?	15
Mein Auszug aus dem Gelobten Land. Wie die hohe Kunst der Anwälte zum Handwerk des Schreibens führt	24
Im Raster der Zeit. Wie ein Advokat und Schriftsteller die Sekunden seines Lebens bewirtschaftet	31
Auf der Stromschnelle. Eine Forschungsreise ins Land des Alters	44
Leg City	49

2. Schreiben und Leben

Ein Autor rezensiert seine Rezensenten	59
Abrços Brasilien!	66
Ein glückloser Mann	77
Licht der Nacht	94
Der <i>Prozeß</i> von Franz Kafka	96

3. Zeitreisen

36 Stunden in Warschau	101
Die Gräber sind noch immer offen. Die Erinnerung an unzählige Verbrechen gegen die Menschlichkeit darf nicht vergehen	110
Auf der Suche nach dem guten Leben	114

II. Reden

Achtzig Jahre Gewalt	123
Unerledigtes – Berliner Lektion.....	134
Wie ein Roman über die Ziellinie gerät. Dankrede	169
Wie wir heute leben. Bemerkungen eines Außenstehenden	177
Mein Europa	200
<i>Drucknachweise</i>	211
<i>Editorische Notiz</i>	214

Vorwort

Begleys erster Roman *Wartime Lies* (dt.: *Lügen in Zeiten des Krieges*), die Geschichte vom Überleben eines jüdischen Kindes in Warschau nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht und während der nationalsozialistischen Judenverfolgung, wurde nach seinem Erscheinen 1991 in den USA und 1994 in Deutschland von der Kritik hochgerühmt, vom Publikum mit großer Aufmerksamkeit aufgenommen und von Hunderttausenden gelesen. Das Interesse an dem Buch war meist verbunden mit Fragen nach dem Autor, nicht nur, weil man erfuhr, daß Louis Begley kein junger Literat, sondern ein siebenundfünfzigjähriger, sehr erfolgreicher Rechtsanwalt sei, sondern auch, weil sein Roman einer Autobiographie glich: Macieks Kindheit wird aus einem zeitlichen Abstand von über vierzig Jahren von einem Mann erzählt, dessen Leben durch Distanz und Beobachtung geprägt ist. Er sagt, er habe Macieks Geschichte erfunden, um durch sie unerträgliche Erinnerungen an die eigene Kindheit zu löschen, und das Ende des Romans sei auch das Ende Macieks.

Damit lenkt das Buch die Fragen seiner Leser auf den Erzähler – und auf den gleichaltrigen Autor. Was geschah mit ihm in der Zeit nach dem Ende der Geschichte von Maciek und vor ihrer Niederschrift? Wie kann man, wie konnte er mit der Erfahrung sinnloser Grausamkeit und totaler Rechtlosigkeit weiterleben?

War Louis Begley ein Anwalt, der sich spät zum Schreiben eines autobiographischen Romans entschloß, um sich von den quälenden Erinnerungen an eine Vergangenheit zu befreien, die sein Leben zu zerstören drohte? Der sich eine

Vita erfand, weil er diese Erinnerungen nicht ertragen konnte? War er ein Literat, der Jura studierte, um Techniken zu lernen, die ihn vor Realitätsverlust bewahren sollten?

Antworten auf diese Fragen enthalten Begleys Reden und Essays. Sie alle sind nach der Publikation von *Lügen in Zeiten des Krieges* entstanden, und fast immer spricht Begley als Autor dieses Romans. Man könnte seine Äußerungen als eine autobiographische Ergänzung dazu verstehen, als einen Bericht über die Zeit zwischen dem Ende von Macieks Kindheit und dem Beginn des Buches, mit zwei Einschränkungen: Die Person des Erzählers im Roman ist nicht identisch mit dem Autor Begley, und auch dessen autobiographische Auskünfte sind ausgewählte, erzählerisch verfremdete Aspekte der Realität, haben mehr mit Möglichkeiten als mit einer eindeutigen Wirklichkeit zu tun. Hinweise auf die Kunst des Verschweigens wie des Offenbarens in autobiographischen Darstellungen und ihre Verbindung mit erfundenen Geschichten gibt Begley selbst in seinem Essay über Pierre Jean Jouve. Mit diesen Einschränkungen ist Begleys amerikanisches Leben nach der Emigration aus Polen eine mögliche Fortsetzung der Biographie Macieks; es ist geprägt durch die Erfahrung, in einem neuen Land aufgenommen und anerkannt zu werden, Erfolg zu haben und trotzdem fremd zu bleiben.

In seinem ersten in Deutschland veröffentlichten Essay spricht Begley von einem Gelobten Land, dem der Anwälte, das er als junger Mann in Amerika erreicht habe. Es ist nicht das Gelobte Land, das Moses am Ende seines Lebens vom Berg Nebo in der Ferne liegen sah, ohne es selbst noch betreten zu können. Aber vielleicht bietet es einen sicheren Rückhalt, so daß die Ferne, ohne die Beobachtungen nicht möglich sind, erträglich bleibt.

Dieser Blick aus der Ferne des Beobachters, des Außen-

seiters, ist für Begley notwendige Bedingung der literarischen Arbeit. Das macht er unter anderem in seinen Porträtskizzen Kafkas, Yeats' und Jouvés deutlich – Autoren, die er bewundert, weil ihnen gelungen ist, was Dichtung im glücklichsten Fall erreichen kann: »die Axt für das gefrorene Meer in uns« (Kafka) zu sein.

Wenn Begley das Handwerk des Schreibens charakterisiert, der Frage nach dem Verhältnis von Selbsterlebtem und Erfundenem im Roman nachgeht, zeigt er die Vielschichtigkeit des Verhältnisses zwischen Leben und Schreiben besonders am Beispiel der Erinnerungen: Niedergeschriebene Erinnerungen sind gleichsam gezähmte Geister; sie verlieren die Macht, die sie über den Erzähler hatten, bevor er sie im Erzählen bannte. Sie sind aber auch, wie Nabokov sagt, auf den sich Begley mehrfach beruft, der kostbarste Besitz des Erzählers: Teil seiner Vergangenheit und damit seines Lebens. Indem er sie zu Geschichten verwandelt, verliert er sie an seine Leser, oder er teilt sie mit ihnen in der neuen Form, die sie angenommen haben.

Verändert sich nicht auch der Romanschreiber, indem er seine Vergangenheit erzählend verändert? Unmittelbar nach einer Warschaureise Anfang 1997 schildert Begley Erinnerungen, die durch die Wiederbegegnung mit der Stadt wachgerufen wurden, stellt aber auch fest, daß dieselbe Wiederbegegnung den vollständigen Verlust anderer Erinnerungen an den Tag bringt. In der Rede »Mein Europa« aus dem Jahr 2001 werden diese Warschauer Erfahrungen wieder erwähnt, aber aus einer anderen Perspektive betrachtet: Jetzt sind sie Belege für die Verkettung persönlicher Erinnerungen an Warschau mit literarischen Assoziationen.

Begleys Reden, eine Art Interaktion zwischen Autor und Publikum, sind vielleicht noch deutlichere Anzeichen derartiger Veränderungen: Die erste Rede vor einem deutschen

Publikum, das damals nur seinen Roman *Lügen in Zeiten des Krieges* kannte, hielt Begley zur Verleihung des Jeanette Schocken-Preises 1995: »Achtzig Jahre Gewalt«. Ohne eigene Erfahrungen zu erwähnen, zeichnet er ein düsteres Bild des zwanzigsten Jahrhunderts, in dem Nationalsozialismus und Judenverfolgung die schlimmsten, aber nicht die einzigen Beispiele für Unrecht, Haß und Intoleranz, die Wurzeln der Gewalt, sind. Die Rede endet mit einem Appell an die Zuhörer, »im Fremden unseren Bruder oder unsere Schwester zu erkennen«.

Drei Jahre später, 1998 – Begley hat inzwischen mehrere »Gesellschaftsromane« über das Leben reicher Außenseiter im heutigen Amerika veröffentlicht –, spricht er in der Reihe *Berliner Lektionen* als amerikanischer Autor über das »unerledigte Geschäft des Zweiten Weltkriegs«; jetzt schildert er die Auswirkungen des Nationalsozialismus auf sein persönliches Leben und charakterisiert die politische und soziale Entwicklung der Vereinigten Staaten nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst aus der bewundernden Sicht des heranwachsenden Immigranten, der er damals war. Dann wechselt er die Perspektive, nimmt die Position des distanzierten, kritischen Beobachters (und Rechtsexperten) ein, zählt ungelöste Probleme wie konkrete Fortschritte in der Rechts- und Sozialstruktur der USA auf, um am Ende vor naiven Hoffnungen auf Dauerhaftigkeit des erreichten Guten zu warnen.

Wieder zwei Jahre später, 2000, macht er in einer Dankrede in Weimar die Interaktion zwischen Autor und Publikum zum Thema: Er wehrt die Erwartungen ab, die von ihm weitere Romane zum Thema »Lügen in Zeiten des Krieges« verlangen. Erstens: Einmal niedergeschriebene Erinnerungen lassen sich nicht wiederholen. Zweitens: Die unerwartet offene Reaktion der deutschen Leser auf *Lügen in Zeiten des Krieges* hat das Verhältnis des Autors zu ihnen

verändert; durch diese Reaktion wie durch die Tatsache, daß nur noch wenige Deutsche aus der Generation, die den Nationalsozialismus unterstützt oder miterlebt hat, am Leben sind, ist das besorgte Mißtrauen gegenüber dem Land gewichen.

Als Begley im Dezember 2000 seinen deutschen Zuhörern Hintergründe und Szenario der amerikanischen Präsidentschaftswahl schildert, ist nicht mehr von der schwierigen, belasteten Beziehung zu diesem Publikum, sondern von der beobachtenden Distanz zum gegenwärtigen Leben in Amerika die Rede.

In der jüngsten Ansprache »Mein Europa« schließlich treibt er die vorsichtige Annäherung noch einen Schritt voran und spricht vom Entstehen einer »neuen Realität« in der neuen Generation der Deutschen, die er begrüße, ohne sie schon überblicken zu können.

So erscheinen Begleys Reden insgesamt gesehen nicht so sehr als Stücke einer Autobiographie, sondern vielmehr als Elemente oder Protokoll eines Veränderungsprozesses, der durch Wechselwirkungen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Erwartungen an die Zukunft in Bewegung bleibt.

Zur distanzierten Betrachtung dieses Prozesses gehören vorsichtig-skeptische, gelegentlich selbstironische Bemerkungen über die Position des Beobachters. Sie finden sich vorwiegend in den Essays, als Reflexionen über die Mühen des Schreibens und den Preis der kritischen Distanz. Hier hat das Thema der Doppelexistenz des Literaten und des Anwalts Begley seinen Platz: Die eigene Wahrheit erfundener Geschichten beruht für ihn auf der Wahrnehmung einer äußeren Realität, die durch den Anwaltsberuf geradezu erzwungen wird. Vielleicht hat ihm erst der durch diesen Beruf gesicherte Realitätsbezug das Wagnis des ersten Romans ermöglicht, da die Rationalität und ordnende Kraft von

Rechtssystemen in Erfolgen wie im Mißbrauch besser meßbar und überschaubarer sind als die Auswirkungen literarischer Fiktion. Hinzu kommt, daß ein Anwalt Partei nehmen muß, während dem Romanautor die Position des unbeteiligten Beobachters vorbehalten bleibt. In seinen Essays nutzt Begley die Möglichkeit, Partei zu ergreifen. In den Äußerungen zur Person betrachtet er nur seine literarische Existenz, nicht aber seine Anwaltsarbeit mit Skepsis. Das unterscheidet ihn von einigen seiner Romanhelden, die wie Schmidt durch juristisches Denken deformiert und verarmt sind.

Ähnlichkeiten wie Unterschiede zwischen den erfundenen Personen und dem Leben ihres Autors reflektieren auch die Betrachtungen über die Lebenszeit und den Zukunftsrest, die einem Mann in Begleys Jahren bleiben. Sie spiegeln den Inhalt der letzten drei Romane so auf den Autor zurück, daß nicht mehr die Umformung der Realität durch literarische Fiktion, sondern eher das alltägliche Spiel mit Phantasien und Möglichkeiten betrachtet wird – wiederum in der Perspektive der Suche nach einem menschenwürdigen Leben.

Christa Krüger

I. Essays

1. *Selbstauskünfte*

Wer ist der Romanautor in Wirklichkeit?

Es gehört zu den theoretischen Pflichten eines jeden denkenden Menschen, sich die Frage »Wer bin ich?« auf die eine oder andere Art immer wieder vorzulegen. Ganz ohne Bezug auf philosophische oder literarische Probleme stelle ich mir diese Frage mittlerweile jedesmal, wenn mir im Spiegel, in einer Glastür oder auf dem Bildschirm des Videogeräts, mit dem ein Elektrogeschäft seine harmlosen Kunden überwacht, das abweisende, erschreckend graue Gesicht eines mürrisch blickenden, grimmigen Fremden entgegenstarrt, in dem ich widerwillig mich selbst erkenne. Ist es möglich, daß ich das bin? Wo ist das Ich, das ich kenne, das Ich, das an keiner Bar bedient wurde, weil es zu jung aussah, das Ich mit der frischen Haut und klaren Augen ohne diese schweren braunen Ziehharmonika-Lider, das Ich, das lächelte, als er-warte es eine erfreuliche Überraschung? Ob dieses Lächeln nur in meinem Kopf existierte oder tatsächlich zu sehen war, ist eine andere Frage.

Seit im letzten Jahr mein Roman *Wartime Lies (Lügen in Zeiten des Krieges)* erschienen ist, wurde ich von anderen mit ziemlicher Beharrlichkeit aufgefordert, Varianten der Frage »Wer bist du?« zu beantworten, und aus Gründen, die weniger unmittelbar mit dem Vergehen der Zeit und meiner Eitelkeit zu tun haben, frage ich mich das auch selbst. Da ich nicht ohne weiteres voraussetzen kann, daß alle Leser dieses Essays meinen Roman kennen, will ich kurz erklären, worum es darin geht. Das Buch handelt von einem jüdischen Jungen namens Maciek, der 1933, im Jahr

des Reichstagsbrandes, in Polen geboren ist. Abgesehen vom Anfang, zwei kurzen Abschnitten im Verlauf und dem letzten Kapitel des Romans, ist dieser Junge der Erzähler, und die Geschichte wird fast ausschließlich aus der Sicht eines kleinen Jungen erzählt. Macieks Mutter starb im Kindbett. Aufgezogen wird er von ihrer Schwester, seiner Tante, einer sehr schönen, mutigen und lebensklugen Frau.

Obwohl die meisten in Polen lebenden Juden umgebracht werden, überleben die Tante und der Junge, ohne je in einem Ghetto oder Konzentrationslager eingesperrt zu sein. Sie leben »auf Arier-Ausweis« weiter. Diese bizarre, schmachvolle Bezeichnung war in Polen üblich. Sie bezog sich auf das Verfahren, die eigene jüdische Identität abzuschütteln und dem Tod zu entgehen, indem man sich durch Erwerb und Benutzung von Taufzeugnissen und anderen Ausweisen eine neue Identität verschaffte, die eines römisch-katholischen Polen, also eines Ariers, allerdings von minderer Qualität. Um »auf Arier-Ausweis« leben zu können, brauchte man Geld, nicht nur für den Kauf der Papiere, sondern auch für die zurückgezogene arbeitslose Existenz am Rand der polnischen Gesellschaft und für die Forderungen von Erpressern. Arbeit anzunehmen war unklug, weil Arbeit die Kontakte mit anderen Menschen vervielfachte, von denen jeder den verborgenen Juden erkennen, erpressen oder denunzieren konnte. Das richtige »Aussehen« war unumgänglich. Das Arier-Spiel konnte man nur spielen, wenn man polnischer aussah als Papst Johannes Paul II.; jede Spur von jüdischem Akzent, jüdischer Diktion oder jüdischem Gebaren war lebensgefährlich. Ergänzend wäre noch zu erwähnen, daß man eine Begabung für Täuschung und prompte Lügen brauchte.

Unter solchen Umständen ist es selbstverständlich, daß Maciek beim Erzählen auf die Frage: »Wer bin ich?« stößt, auch wenn ich ihm nicht erlaubt habe, sie direkt zu stellen.

Die Frage taucht schon früh auf, als er zum erstenmal hört, daß nichtjüdische Polen einfach »Polen« genannt werden – womit den Juden implizit die polnische Nationalität aberkannt wird. Davor hatten Maciek und seine Familie gemeint, auch sie seien Polen, freilich Polen jüdischen Glaubens. Macieks Kindheit vor dem Krieg war sogar durchdrungen von polnischem Patriotismus. Hinsichtlich des »Lebens auf Arier-Ausweis« hat die Identitätsfrage für Maciek und seinen Großvater eine besondere Bedeutung: Sie sind beschnitten. In einem Land, wo Juden die einzigen Männer ohne Vorhaut sind, beweist dieser Sachverhalt unweigerlich ihre jüdische Identität. Wie immer Maciek sich sein »Ich« denken mag, die einzige Version der Wahrheit, auf die es den Deutschen und sehr vielen Polen ankommt, ist die, welche sich erweist, wenn dem Jungen die Hosen ausgezogen werden.

Wenn es also um Macieks unmittelbare Überlebensfähigkeit geht, spielt weder seine persönliche Antwort auf die Frage »Wer bin ich?« noch eine mögliche Unsicherheit bezüglich seiner Identität, noch das Bedürfnis abzuspringen, eine Rolle. Anders sieht es aus, wenn Maciek spielt oder Tagträume hat. Mit wem identifiziert er sich dann, wer sind seine Vorbilder, worauf setzt er? Wie steht es mit seinen Spielzeugsoldaten? Maciek ist Realist. Bis das Kriegsgeschick sich wendet, sind seine besten Bleisoldaten allesamt Deutsche; wenn er in den schmutzigen Zimmern, in denen er und seine Tante sich einmieten, Wanzen erschlägt, denkt er manchmal, er sei ein SS-Mann auf der Jagd nach Partisanen. Todbringende Identität, Verheimlichung und Scham: Diese Verkettung führt schließlich, als Macieks Arier-Rolle verlangt, daß er, ungetauft und ohne Beichte, zur Kommunion gehen muß, zum Sakrileg. *Lügen in Zeiten des Krieges* deutet an, daß das Spiel der falschen Identitäten auch nach Kriegsende weitergeht und Macieks Visier geschlossen

bleibt. Er wird nie eine offene Antwort auf die Frage »Wer bin ich?« geben. Vielleicht ist ihm diese Offenheit unmöglich geworden.

Es ist kein Geheimnis, daß ich Jude bin, daß ich im selben Jahr wie Maciek in Polen geboren bin und daß der Name, den ich jetzt trage, nicht der ist, der in meiner Geburtsurkunde steht. Folglich haben Journalisten, die mich zu *Lügen in Zeiten des Krieges* befragten, ausnahmslos angenommen, daß der Roman autobiographisch ist; besonders gern wollten sie wissen, welche Teile der Geschichte, die sie für die Beschreibung meines Lebens halten, dazugedichtet sind und nicht der Wahrheit entsprechen; manche haben auch gefragt, warum ich einen Roman und nicht meine Lebenserinnerungen geschrieben habe.

Meine Antwort auf die Frage nach der Form – Autobiographie oder Roman: Es gibt Türen, die man nicht einfach durch Druck auf die Klinke öffnen kann, sondern nur durch eine Zauberformel. Die Tür zu *Lügen in Zeiten des Krieges* hätte ich ohne die Hilfe der Romanform nicht aufschließen können: Diese Form ermöglicht es dem Schriftsteller, Distanz zu seinem Gegenstand zu halten.

Meine übliche Antwort auf Fragen nach den wahren und den erfundenen Geschichten im Roman lautet: Ich möchte in meinem Buch keine Unterscheidung treffen zwischen Begebenheiten, von denen man sagen könnte, ich hätte sie wirklich selbst erlebt oder mit angesehen, und anderen, die ich mir nur vorgestellt habe, denn diesen Unterschied zu machen wäre wie das Anschalten des Lichtes während einer Filmvorführung: Die Wirkung, die ich als Romanschreiber erzielen wollte, wäre verdorben. Diese Antwort ist nicht ganz offen und ehrlich.

Ich habe, manchmal demselben Interviewer, noch eine andere Antwort gegeben, die zwar ehrlich, aber unvollstän-

dig ist. Ich habe gesagt, Lebenserinnerungen an diese Jahre hätte ich nicht schreiben wollen und nicht schreiben können, weil mein Gedächtnis mich, abgesehen von sehr wichtigen Ereignissen – und sogar dabei weiß ich nicht mit Sicherheit, ob ich mich richtig erinnere –, im Stich läßt. Ich habe solche wichtigen Ereignisse zum Beispiel ganz anders in Erinnerung als meine Mutter. Ich kann mich nur auf mein Gedächtnis verlassen, solange es um Gefühle und die allgemeine Stimmung jener Jahre geht. Eine autobiographische Skizze hätte peinlich genau der Wahrheit entsprechen müssen. Ich hätte ein sehr kurzes und – höchstwahrscheinlich – sehr langweiliges Büchlein geschrieben.

All die Leser, die in erfundenen Geschichten biographische Wahrheit suchen, sollten sich gesagt sein lassen, daß beim Schreiben eine Zauberkraft am Werk ist. Für deren Wirkweise kann ich ein Beispiel geben. Als ich das Manuskript von *Lügen in Zeiten des Krieges* überarbeitete, beschloß ich, einen Kommentar meiner Lektorin Elisabeth Sifton zu beherzigen. Sie hatte angemerkt, daß ein Abschnitt, in dem beschrieben wird, wie Maciek und seine Tante während des Warschauer Aufstandes in einem Keller leben, zu sehr nach historischer Darstellung und zu wenig nach Roman klingt.

Spontan und ohne genau nachzudenken, was ich tat, fügte ich eine neue Figur hinzu – eine Anwältin in mittleren Jahren mit einer zu knappen rosa Seidenbluse, die Maciek und seine Tante unter ihre Fittiche nimmt. Ich habe keine Ahnung, warum diese Frau in diesem Augenblick auftrat und woher sie kam. Ich bin ganz bestimmt nie in einem Keller einer solchen Frau begegnet. Sie verdankt ihre Existenz schierer Magie, ein Phänomen, das Schriftsteller rettet und Philologen frustriert.

Lassen wir Maciek auf sich beruhen und sprechen über mich. Ich stelle fest, daß ich jetzt, und nicht aus Versehen,

eine Teilantwort auf die Frage »Wer bin ich?« gegeben habe. Zuzeiten bin ich ein Romanschriftsteller.

Wie Sie sich denken können, hat die Frage »Wer bin ich?« schon lange, bevor ich dies von mir behaupten konnte, an mir genagt. Was war ich in den Jahren unmittelbar nach meiner Ankunft in Amerika, als mein polnischer Akzent noch stärker war (wenn auch vielleicht für den einen oder anderen Henry Higgins, dem ich begegnete, schon schwer einzuordnen), Europäer oder Amerikaner? In dieser Form war die Frage relativ harmlos. Aber war ich Pole, oder war ich ein Jude aus Polen?

»Jude aus Polen« war in der Perspektive meiner Mit-Polen sicherlich die genauere Bezeichnung, aber wie gut deckte sie sich mit meiner eigenen Empfindung? Diese enthielt nichts Jüdisches außer Erinnerungen an die Mühe, die man sich machte, mich umzubringen, weil ich Jude war, und meinem daraus entspringenden Glauben, daß ich mein Judentum nie verleugnen dürfe. Nie, oder nur, solange die Konsequenzen nicht über einen gelegentlichen Zusammenstoß mit Antisemitismus hinausgehen? Hatte ich nicht schon schlüssig bewiesen, daß ich willens war, alles zu verleugnen, um meine Haut zu retten? (Aber wie viel läßt sich über den Willen eines Kindes sagen?)

Mit der Zeit wurde meine amerikanische Seite deutlicher. Ich lernte mit großer Geschwindigkeit neue Tricks, füllte Lücken aus, die mich in Verlegenheit hätten bringen können, und vervollständigte eine Art idealisiertes Selbstporträt. Ich hatte das Harvard College und die Harvard Law School erfolgreich absolviert, in der Armee der Vereinigten Staaten gedient, ich hatte zwei und nach ein paar Jahren sogar drei nachweislich amerikanische Kinder. Eine Weile lang hatte ich sogar eine sehr amerikanische Ehefrau.

In den Augen der Welt schien meine Identifikation als Anwalt das wichtigste zu sein. Ich wurde Mitarbeiter und